

zeitlichen Differenzierungen und die Auseinandersetzung mit den Quellen vermissen. Dies beeinträchtigt die Originalität seiner Ergebnisse, denn es ist beispielsweise unumstritten, dass das Christentum schon im dritten Jahrhundert volkskirchliche Züge entwickelte und so für größere Gruppen attraktiv wurde. Schließlich lässt der Verfasser unberücksichtigt, welche einschneidenden persönlichen Folgen die Abwendung von der traditionellen paganen Religion mit sich brachte. Hier hat beispielsweise Georg Schöllgen überzeugend gezeigt, dass dies notwendigerweise zur Abgrenzung bzw. zum Ausschluss von Christen im öffentlichen Bereich führte, obwohl man im privaten Bereich Formen des Arrangements mit den Heiden fand.

Andere Akzente als Hal Drake setzt deshalb auch James Rives, insofern er vor allem die Differenzen zwischen einem christlichen und heidnischen Weltzugriff thematisiert. Er beschreibt das Christentum mit Hilfe der Rubriken „exclusivity, homogeneity, totalization“ und kommt unter anderem zu dem Ergebnis: „paganism' did not die of natural causes, but was deliberately murdered.“ (23) Durch die überzeugende Kombination verschiedener Faktoren zeichnet er ein plausibles Bild der Entwicklung des frühen Christentums, das man dennoch im bereits angesprochenen Sinne ergänzen sollte. Die weitgehende (und notwendige) Toleranz bzw. Anpassung der Christen im privaten bzw. innerfamiliären Kontext hat nach meinem Verständnis einen wichtigen Beitrag zu ihrer Akzeptanz und Wertschätzung geleistet. Hier könnten vertiefte sozialgeschichtliche Studien noch zu neuen Erkenntnissen führen.

Am Ende der Lektüre ist der Leser aus verschiedenen Gründen zur weiteren Recherche animiert: Nicht nur, weil er neuere methodische Zugänge mit ihren Vor- und Nachteilen kennen gelernt hat, sondern auch, weil die seit Jahrhunderten bis heute diskutierte Frage nach der Attraktivität des frühen Christentums noch immer nicht vollständig zufriedenstellend beantwortet werden kann.

Lamperttheim

Heike Grieser

Marjanen, Antti, Luomanen, Petri (Hrg.): *A Companion to Second-Century Christian 'Heretics'* (= Supplements to Vigiliae Christianae 76), Leiden (Brill) 2005, XIII, 385 S., geb., 90-04-144464-1.

Zweifelsohne ist der vorliegende Band ein eindrücklicher Beweis für die Sinnhaftigkeit von Kaffeepausen, wie die Herausgeber im Vorwort feststellen. Einer solchen am Department of Biblical Studies der Universität

Helsinki entstammt nämlich die Idee, sich mit der „anderen Seite“ des Christentums auseinanderzusetzen, und jene Gruppen bzw. Personen zu untersuchen, die aus einem späteren Blickwinkel der Großkirche als heterodox charakterisiert wurden.

Im NT werden mit *airesis* noch unterschiedliche Denkrichtungen bezeichnet, während der Begriff ab dem 2. Jh. allmählich als Ausgrenzung gegenüber großkirchlicher Rechtgläubigkeit Verwendung findet und dadurch die Vielfalt des christlichen Denkens reduziert. Justin der Märtyrer verwendet den Begriff für jede Gruppe, die sich als christlich sieht, jedoch nicht an den zentralen christlichen Inhalten festhält. Aber zu dieser Zeit bleibt der Begriff schwammig, da es keine universal definierte christliche Doktrin gibt. Erst durch den Einfluss der christlichen Kaiser und der Staatskirche ab dem 4. Jh. wird die Glaubenssprache sukzessive normiert und abweichende Positionen von Konzilien ausgeschlossen bzw. als „häretisch“ verurteilt. Man kann jedoch nicht annehmen, dass eine sogenannte häretische Gruppe des 2. oder 3. Jh. ein solches Bewusstsein entwickeln konnte. Folgerichtig ist der Begriff „Häretiker“ im Titel unter Anführungszeichen gesetzt.

Die im vorliegenden Band behandelten Personen und Gruppen wurden zumeist von einem späteren, orthodoxen Standpunkt beurteilt. Das Quellenproblem ist demgemäß komplex, da kaum primäre Informationen über „Häresien“ dieser Zeit enthalten sind und man polemische Schriften und Darstellung von Häresiologen interpretieren muss, die sich kaum wohlwollend ausdrücken. Dadurch ergaben sich auch einseitige Bilder dieser Lehren bis in das 20. Jh. Durch neue Funde bspw. jener von Nag Hammadi (1945), gerieten diese Bilder allerdings wieder in Bewegung.

Der Band ist lose strukturiert in (1) Gnostiker, (2) Lehrer des Ostens und des Westens, (3) Judenchristen.

Birger A. Pearson zeigt eingangs, dass *Basilides the Gnostic* keineswegs nur als jener Gnostiker zu sehen ist, wie ihn Eusebius darstellt, sondern gut in das Christentum eingebettet war. Mit seiner Offenheit für die griechische Philosophie und durch sein exegetisches Werk mag Basilides sogar als der erste uns bekannte christliche Philosoph genannt werden. Michael A. Williams nähert sich dem *Sethianism*. Deutlich wird anhand der Primärquellen der koptischen Nag-Hammadi Texte, dass das was Hippolyt, Pseudo-Tertullian und Epiphanius über die Sethianer schreiben, wenig mit deren tatsächlicher Lehre zu tun hat, und dass aufgrund der neuen Quellenlage zu differenzieren ist. Mit *The School of Valentinus* wendet sich Ismo Dun-

derberg einer der wichtigsten christlichen Gruppierung des 2. Jh. zu. Diese ausgezeichnete Darstellung analysiert das Bild der Valentinianer sowohl bei Irenäus als auch anhand der Nag-Hammadi Texte. Letztere geben einen direkten Einblick in die Lehre, wenn auch bedauerlicherweise kaum in die historische Entwicklung. Heikki Räisänen widmet sich jenem „Häretiker“ dem jede(r) Theologiestudierende zumindest bei der Kanon- und Textgeschichte begegnet, *Marcion*. Wenn auch seine theologischen Lösungsansätze als unzulänglich ausgeschieden wurden, so war „Christentum“ für viele im 2. Jh. „Markionitisches Christentum“. Noch im 8. Jh., trotz der Zerschlagung der Gemeinden durch Staat und Kirche in der Nachkonstantinischen Zeit, bekehrte ein syrischer Bischof tausende Markioniten zur „Orthodoxie“, und auch im 10. Jh. erwähnen arabische Quellen markionitische Gruppen.

William L. Petersen analysiert mit *Tatian the Assyrian* den wohl einzigen Autor im vorliegenden Band, von dem ein vollständiges Werk erhalten ist. Allerdings ist für eine Darstellung seiner Theologie das erhaltene „Diatesseron“ weniger brauchbar als die verlorene Apologie „Oratio ad graecos“. Petersen weist auf die unterschiedliche Rezeption Tatians in Ost und West hin. Er kommt zu der durchaus begründeten Schlussfolgerung, dass Tatian, wäre er nicht im Westen aktiv geworden, kaum als „Häretiker“ in die Kirchengeschichte eingegangen wäre. Während in der syrischen Kirche strenge Askese kirchlich angesehen war – man denke allein an die Styliten – und auch das Diatesseron einen wichtigen Platz einnahm, irritierte Tatian vor allem in Rom durch seinen Enkratismus. Nicola Denzey bearbeitet *Bardaisan of Edessa* und damit die komplexe Frühgeschichte des Christentums in Edessa. Auch hier ist mit dem „Buch der Gesetze und Länder“ ein vollständiger Text überliefert. Allerdings enthält er wohl nur Bardaisans Ideen, während der Verfasser dessen Schüler Philippus war. Der Erhalt dieses im 6./7. Jh. kopierten Textes, wie auch die Hymnen von Ephrem Syrus, zeigen wie weit und nachhaltig Bardaisans Ideen wirkten. Mit *Montanism: Egalitarian Ecstatic „New Prophecy“* wendet sich Antti Marjanen einem Phänomen zu, das in seinen zentralen Inhalten keineswegs von der Lehre der orthodoxen Großkirche abwich. Die Ablehnung erfolgte u. a. auf Grund des ekstatischen Charakters, des Anspruchs, dass die Prophetie größere Autorität habe als die apostolische Tradition, und der sichtbaren Rolle der Frauen, insbesondere der Prophetinnen Priska und Maximilla. Auch bei *Cerinthus*, den Matti Myllykoski bearbeitet, zeigt sich die Problema-

tik der schwierigen Quellenlage, da wir Informationen über ihn nur von Pseudo-Tertullian, Hippolyt, Epiphanius etc. haben, die ihm keineswegs wohlgesonnen waren. In diesem hervorragenden Artikel wird gut gezeigt wie Kerinth mit seiner Nähe zum Judenchristentum und trotz seines dualistischen Denkens im Rahmen des Christlichen denkt.

Die erste, im vorliegenden Aufsatzband genannte judenchristliche Gruppierung sind die *Ebionites*, welche Sakari Häkkinen diskutiert. Die Information über Lebensweise und Theologie der Ebioniten muss ausschließlich aus der polemischen patristischen Literatur erschlossen werden. Häkkinen schlussfolgert, dass es sich um Christen handelte, die den Praktiken des Judentums des 1. Jh. palästinensischer Prägung treu blieben. Petri Luomanen bearbeitet die *Nazarenes*, die zuerst bei Epiphanius Erwähnung finden. Allerdings stellt sich – und Luomanen zeigt dies gut – bei ihm und seinem Zeitgenossen Hieronymus mehr ein stereotypes als historisch zuverlässiges Bild einer judenchristlichen Häresie. F. Stanley Jones analysiert *Jewish Christianity of the Pseudo Clementines*. Der Beitrag beschäftigt sich mit der judenchristlichen Perspektive dieses am Beginn des 3. Jh. entstandenen Textes, der wohl aus der Feder eines antipaulinischen Autors stammt, der sich einerseits in seinem Glauben an Jesus vom Judentum abgrenzt, ebenso jedoch vom so genannten Heidenchristentum. Abschließend analysiert Gerard P. Luttikhuisen die *Elchasaites and their Book*, gegen die sich Origenes, gemäß der Überlieferung bei Eusebius, wandte, indem er ihren selektiven Gebrauch des AT und der Evangelien, wie auch deren Ablehnung des gesamten Paulus kritisierte. Luttikhuisen geht in diesem wichtigen Beitrag der komplexen Frage nach, inwiefern eine religiöse Autorität „Elchasaï“ und das herkömmlicherweise nach ihm benannte Buch in Beziehung zueinander stehen. Die Schlussfolgerung ist, dass man zumindest drei Phänomene voneinander unterscheiden muss: Das mesopotamisch-jüdische Buch und seine Botschaft, jüdisch-christliche Täufergruppen im Westen Syriens und in Transjordanien, und schließlich die missionarische Aktivität des syrischen Judenchristentums unter den heidenchristlichen Kirchen.

Das Buch ist keineswegs ein vollständiges Kompendium alternativer christlicher Interpretationen des 2. Jh. Es hält jedoch deutlich die faszinierende Vielfalt des frühen Christentums vor Augen, bevor sie von der reichskirchlichen Interpretation weggewaschen wurden. Das Buch bietet eine ausgezeichnete Hinführung – bei einzelnen Artikeln über eine Einführung hinausgehend – reflektiert den aktuellen Stand der Forschung, führt zu jedem Artikel die

entsprechende Literatur an, und erfüllt solcherart alle Kriterien, zu einem Standard-Referenzwerk zu werden.

Salzburg

Dietmar W. Winkler

Schurig, Sebastian, *Die Theologie des Kreuzes beim frühen Cyrill von Alexandria*. Dargestellt an seiner Schrift „de adoratione et cultu in spiritu et veritate“, Studien und Texte zu Antike und Christentum, Bd. 29, Tübingen, Verlag Mohr Siebeck, 2005, VIII, 361 S., Kart., 3-16-148659-5.

Die vorliegende Studie ist die überarbeitete Jenaer Dissertation (2001, betreut von C. Marksches) des Autors. Mit der Kreuzestheologie hat sich Schurig (im folgendem Sch.) darin einer Thematik zugewendet, die – so scheint es – für die altkirchliche, griechische Theologie zumeist hinter der Inkarnationsthematik zurücksteht. Seine Bedeutung bei einer Zentralfigur der sich formierenden Orthodoxie, Kyrill von Alexandria, nachzuzeichnen, ist Hauptverdienst dieser Arbeit. Sch. exemplifiziert Kyrills Interesse an einer exegetischen Einzelschrift, *De adoratione et cultu in spiritu et veritate*, die in der Frühzeit des Bischofs entstanden, noch unberührt von den heraufziehenden Kontroversen um die Christologie ist.

Ein erstes Kapitel skizziert einführend knapp die Biographie des jungen Kyrill, das zweite nähert sich einleitend der Schrift *De adoratione*, zunächst mit dem Versuch einer Datierung (mehr als eine – plausible – ungefähre Frühdatierung ist hier nicht zu gewinnen) und einer formalen Beschreibung. Hier notiert Sch. die Dialogform ebenso wie die Nähe zu Formen des Kommentars und der *quaestiones-et-responsesiones*-Literatur, ohne dass sich damit ein klareres Gattungsprofil ergäbe. Wichtig ist aber der nachdrückliche Hinweis auf die thematische Zugangsweise zu den zugrunde gelegten Bibeltexten, die auch das Profil der exegetischen Methode schärft. Kyrill sucht im Gefolge des Origenes und des Athanasius einen thematisch-systematischen Schlüssel der Schrift, so dass sein Werk als eine theologische Reflexion auf ein Verständnis des Mosaikgesetzes bzw. des AT insgesamt gelesen werden kann, das von Christus herkommt, bzw. in umgekehrter Richtung, als eine Entfaltung des Christusverständnisses aus der Perspektive des AT. Dies herauszuarbeiten unternimmt Sch. mit Kapiteln über die „Stellung des Todes Christi in der Heilsgeschichte (Kap. 3), die „Entäußerung des Gottessohns am Kreuz (Kap. 5), „Christi Kreuz und die Versöhnung zwischen Gott und Mensch“ (Kap. 6), „Das Kreuz als Erhöhung Christi“ (Kap. 7) – das Erhöhungsmotiv, so stellt sich

heraus, spielt hier eine untergeordnete Rolle (anders als im Johanneskommentar). Die Interpretation kulminiert in der Analyse des „christliche(n) Leben(s) als Nachfolge des Kreuzes“ (Kap. 8); hier zeigt sich die letztendlich praktische Orientierung der Kyrillischen Ausführungen. Eingeschaltet in diesen Hauptstrang zeigt Kap. 4, über die „christologische Sprache“, wie stark diese in der Auslegung an konkreten biblischen Textvorlagen orientiert ist und sich so etwa der Rede von der „Einwohnung“ (angeregt von Kol 2,9) bedienen kann, die Kyrill bekanntlich in der Auseinandersetzung mit Nestorius für problematisch erklären wird, oder relativ ungeschützt von „Mischung“ sprechen kann – später als Missverständnis seiner Position stets zurückgewiesen. Die Terminologie ist erkennbar vielfach (noch) nicht technisch und Kyrills zentrale Einsichten kleiden sich oftmals in biblische Bilder und Metaphern. Zumal das Kenosis-Motiv steht hier im Vordergrund; es wird in Kap. 5 im einzelnen entfaltet. Das Motiv beschreibt die Bewegungsrichtung der Kyrillischen Christologie und seine Dynamik, in „Herabsteigen“ und „Entäußerung“, die in der späteren – nur scheinbar statischen – Naturendiskussion zu beachten bleibt. Hier ist ohne Zweifel eine grundlegende Kontinuität zu den technischen Debatten der Folgezeit aufzuspüren (dazu interessant auch die Gegenüberstellung mit der Auslegung des Philipperhymnus bei Theodor von Mopsuestia in einem Exkurs). Das Kreuz markiert den Extrempunkt dieser Bewegung, ist aber womöglich eben doch „nur“ eine extreme Veranschaulichung des grundlegenden Musters, so dass man von hier aus nun doch wieder geneigt sein möchte, das Kreuzesgeschehen in den Inkarnationszusammenhang eingestellt zu finden. Beide Elemente sind jedenfalls, so wird deutlich, keineswegs gegeneinander auszuspielen. Die Opfertexte z. B. aus Lev. 4–5 regen sodann Kyrill zur Reflexion auf die Erlösung von Sünde und Tod durch Christi Kreuz, und die Versöhnung mit Gott und mit den Mitmenschen im Kreuz an (Kap. 6). Wenig überraschend dominiert vor diesem Hintergrund kultische Sprache. Die naturhafte Heiligkeit des Gottessohnes bildet dabei die Brücke zwischen Soteriologie und Christologie. Für die Christen kommt Heil hier wesentlich durch „Teilhabe“ zustande, womit Kyrill auch eine kräftige pneumatologische Dimension des Heilsgeschehens gewinnt. Gleichwohl ist mit der Betonung der wesentlichen Heiligkeit des Gottessohnes wiederum der Akzent auf eine naturhaft gedachte Realität gelegt, wenngleich das Konzept der Teilhabe zugleich den bleibenden Abstand zwischen dem Göttlichen und dem Geschaffenen auch in der Erlösung auf-